



GREGOR GYSI

AUSSTIEG LINKS?

EINE BILANZ

WESTEND

NACHGEFRAGT UND AUFGEZEICHNET VON STEPHAN HEBEL

eine. Aber was mir 2015 so auffiel wie 1995: Konzentrieren kann sich der Mann wie kaum ein Zweiter. Als sei etwas in ihm mit dem roten Aufnahmeknopf verbunden, schaltet er in den Interviewmodus und behält ihn, wenn nötig, Stunden über Stunden bei, unterbrochen nur von wenigen kurzen Pausen.

Im »Vierraumladen« gab es eine Situation, in der vor der Tür ein etwas lauterer Gespräch unter Passanten entstand. Ich schaute, leicht irritiert, immer mal wieder nach draußen, bis Gregor Gysi mitten in einem seiner Sätze die Bemerkung schob: »Sie dürfen sich nicht stören lassen.« Recht hatte er.

Vor zwanzig Jahren, im Karl-Liebknecht-Haus, war es ausschließlich um die DDR-Staatssicherheit und den Vorwurf gegangen, Gysi habe dem Spitzeldienst als »Inoffizieller Mitarbeiter« (IM) gedient. Er bestritt das,

wie er es bis heute bestreitet, auch in diesem Buch. Ich neigte übrigens schon damals im Angesicht der Akten und der vorliegenden Aussagen dazu, ihm zu glauben – und ich neige dazu bis heute.

Ich denke – auch das ist Thema des in diesem Buch dokumentierten Gesprächs –, dass die Debatte über die Verstrickung ins System der SED-Diktatur sich viel zu sehr auf die Frage »IM oder nicht IM?« konzentriert, besonders im Fall Gysi. Wenn man dem damaligen Anwalt zu viel Nähe zum SED-Regime vorwerfen will, dann bietet das, was allgemein bekannt ist und von ihm auch nicht bestritten wird, dazu Anlass genug: War nicht das Zentralkomitee der Staatspartei, mit dem er immer wieder über die Dissidenten unter seinen Mandanten sprach, viel wichtiger und mächtiger als der Geheimdienst, dessen sich die Partei bediente? Damit, so meine

ich, sollte sich die Debatte über die ostdeutsche Diktatur beschäftigen, und diese Frage ist es auch, auf die sich unser Gespräch in der Passage über die Stasi-Vorwürfe konzentriert.

Als wir unser Interview 1995 führten, war die Wende keine sechs Jahre vorüber. Einen großen Teil dieser Jahre hatte Gregor Gysi wie im Zeitraffer erlebt. Die Wende von 1989 hatte ihn, wie er selber sagt, mehr in die Politik gespült, als dass er diese Karriere angestrebt hätte. Er war schließlich auch keiner gewesen, der nur darauf gewartet hätte, dass die DDR oder wenigstens die SED so bald wie möglich untergehen möge.

Nein, Gregor Gysi war – auch das sagt er selbst – ein durchaus loyaler DDR-Bürger und Genosse mit SED-Parteibuch. Der Antifaschismus, der in der Selbstwahrnehmung und in der Propaganda

der Staats- und Partielite eine so zentrale Rolle spielte und zugleich zur Rechtfertigung für die Missachtung von Freiheitsrechten missbraucht wurde, war für ihn eben auch gelebte Familiengeschichte.

Der jüdische Teil seiner Vorfahren hatte die Verfolgung durch die Nazis am eigenen Leib erlebt, der Name von Gregor Gysis Urgroßmutter, die in Auschwitz ermordet wurde, findet sich in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Und Gysis Eltern hatten von 1940 bis zum Kriegsende im Auftrag der Kommunistischen Partei in Deutschland Untergrundarbeit gegen die Nationalsozialisten geleistet. Der antifaschistische Identitätskern, so differenziert und kritisch er ihn auch in diesem Buch beschreibt, dürfte im Hause Gysi unumstritten gewesen sein.

So etwas schafft Loyalitäten, die allerdings

auch den Blick auf das Versagen und die Verbrechen der Staatsmacht trüben können. Zumal es dem Vater, der als Minister für Kultur, dann Botschafter in Rom und zuletzt Staatssekretär für Kirchenfragen knapp unter der obersten Führungsetage angesiedelt war, offenbar immer wieder gelang, die Loyalität mit einer gewissen ironischen Distanz zu verbinden. Nicht, dass Klaus Gysi je auf die Idee gekommen wäre, in Opposition zu gehen, wie etwa der später von Sohn Gregor verteidigte Robert Havemann. Dazu war der ernsthafte Glaube an das »antifaschistische Projekt« DDR dann doch zu groß. Aber es muss durch das Haus Gysi zugleich der ständige Hauch eines Sarkasmus geweht haben, der das schlechte Gewissen, falls vorhanden, wegblies und es leichter machte, dem System im Ganzen treu zu bleiben. Vielleicht auch deshalb, weil das westliche